

Herausgeber:
Brunner AG, Druck und Medien
6011 Kriens

Frühling 2008

Elisabeth Egger-Zweifel

CAUX  **Mittag des Lebens**

Das Titelbild zeigt einen Teil des Gebäudekomplexes des Weltkonferenz-Zentrums Mountain House.

Caux über Montreux in den Waadtländer Alpen.

Bis heute und auch in diesem Sommer finden Konferenzen statt, die sich mit den Brennpunkten der Menschheit befassen und Versöhnungen anstreben.

Vorwort

Seit einiger Zeit beschäftigte mich der Gedanke, einen bestimmten Abschnitt meines Lebens schriftlich festhalten zu können. Dabei rückte die jüngere Generation immer mehr ins Blickfeld. Jene Jahre finden heute nur noch in den Kreisen der Historiker einen Widerhall. Wie der Einzelne jene geschichtsträchtige Epoche erlebt hat, geht im heutigen Trubel einer Welt der Markt-Wirtschaft und des Geldes verloren.

Dennoch wage ich es, besonders für die Nachkommen meines verstorbenen Mannes, Alois Egger, in dieser Aufzeichnung meine Jahre von 1948 bis 1964 zugänglich zu machen. Damit richte ich mich auch an die Nichten und Neffen meiner beiden Familien.

Als Schnappschüsse aus der Erinnerung geben diese kurzen Kapitel meine Sicht der damaligen Ereignisse. Sie erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die genaueren Daten entnahm ich zum Teil aus dem Buch von Garth Lean über Frank Buchman, dann aus Peter Howards «Life and Letters» aus Morris Martins Lebenslauf. Das Bildmaterial stammt aus derselben Quelle. Der spezielle Bezug auf Caux und Caux-Palace fand ich in Philippe Moltus: Caux – De la Belle Epoque au Réarmement moral. Kenner jener Zeit werden in meinem begrenzten Werk vieles vermissen. Es soll jedoch eine Art Rechenschaftsbericht darüber sein, wie sich mein persönliches Engagement in jenen Jahren innerhalb dieser internationalen Bewegung gestaltete.

Muralto, Mai 2008



Das Mountain House, links Hotel Maria.

Eine Welt in Trümmern Einsatz für einen Wiederaufbau

Man schrieb das Jahr 1946. Die Ratlosigkeit über das Schicksal dieses zerschundenen Europas war verwirrend. Wie würde man diesen Kontinent je wieder zu einem Teil der Menschheit werden lassen können, worin zu leben ein Vergnügen sein müsste. Wer würde die tiefen Wunden heilen können, die diese mörderische Auseinandersetzung hinterlassen hatte. Wo beginnen, man wusste es nicht.

Die Geschichte lehrt, dass, wo immer die Welt vor einem Abgrund stand, Männer den Ruf einer innern Stimme vernommen hatten, die sie hiess, etwas zu tun und damit ein neues Kapitel zu schreiben. Namen wie Franziskus von Assisi, Joachim dei Fiori, Niklaus von Flüe, Winkelried. Aus den Ruinen drang ein grosses Sehnen nach einem besseren Dasein. Weltanschauungen waren mit Macht aufeinandergeprallt. Im Rücken des Abendlandes der russische Kommunismus mit seiner Pranke bereit für die Weltherrschaft.

Er war damals schon sehr bekannt, der Mann, der 1938 angesichts der Machtentfaltung des Nationalsozialismus verkündete: «Die nächste, grosse Bewegung in der Geschichte wird eine geistig-moralische Aufrüstung sein.»

Der Mann war Dr. Frank Buchman, Lutherischer Pfarrer von Pennsylvania, Amerika. Das Inferno auf der Erde, im Wasser, unter der Erde und im Gewölbe über dem Planeten konnte dieser hochgestellten Überzeugung keinen Abbruch tun. Es fanden sich Menschen, die bereit waren, einen hohen Preis zu zahlen, für einen Ort, wo alle Menschen willkommen sein würden, gleichgültig woher, die für ihre Völker den Weg in eine bessere Zukunft wagen wollten. Die Schweizer taten einen mutigen Schritt und entschieden, am 4. Juli in Interlaken, ein Konferenzzentrum für die Welt zu ihrer eigenen Sache zu machen. Die Wahl fiel auf Caux über Montreux und sein prächtiges Hotel Caux-Palace aus den Jahren 1898–1902, welches zum Verkauf ausgeschrieben war. Alsbald kam die erforderliche Kaufsumme zusammen. Gewiss nicht billig, aber nur das Ziel war wichtig: Der Wiederaufbau unseres Kontinents.



Surjab Seena, Ceylon



Der Chor von Caux



Schauspiele und Dramen

Caux

Am 18. Juli 1946 öffnete der riesige Palast, Caux-Palace, seine Tore zu seiner neuen Bestimmung: Konferenzzentrum Mountain House. Es war ein prächtiger Sommertag. Mit Bekannten verfolgte ich die Ankunft der internationalen Gruppe mit Dr. Frank Buchman. Wir Schweizer waren richtig stolz, dem wichtigen Mann dieses grossartige Geschenk überreichen zu können. Bald aber, nach der Begrüssung, wurde der Beschenkte unruhig und er fragte: «Und wo sind die Deutschen?» Die Deutschen? Niemand wollte sie. Viele der Anwesenden murrtten, schimpften und fanden es eine richtige Anmassung. Dr. Buchman trat den Gang zu seiner Wohnung an. Er rief: «Ich muss arbeiten.» Und weg war er. Europa ohne die Deutschen! Wunschdenken? Die Generäle Robertson und Clay, die Mächtigen der Besatzungsmacht in Berlin, wer anders als sie mit ihren Kontakten zu Buchman brachten Bewegung in das Ganze: Ausreisebewilligungen. Welch ein Wagnis, die Widersacher, Franken und Germanen unter einem Dach zu beherbergen? Die überstürzten Abreisen bei den Franzosen und Frank Buchmans Frage: «Welche Art von Europa wollen Sie?» Viele Menschen wollten ihren ehemaligen Henkern um keinen Preis in die Augen schauen.

In dem Kampf gegen Selbstgerechtigkeit, Sündenbockmentalität, Stolz und Arroganz setzte das internationale Team, die Manschaft, friedliche Waffen ein: ein Theaterstück, «Der vergessene Faktor», ein Industriedrama, «Der Traum des Staatsmannes», Politik, dann Lieder, die von Musikern wie George Frazer, einen Schotten, durch einen gemischten Chor lebendig wurden. Selber eine begeisterte Pianistin, konnte ich davon nie genug bekommen. Eine so dringende Botschaft, wie moralische Aufrüstung, wie hätte sie besser an den Mann gebracht werden können als durch Musik!

Erst auf energisches Drängen und unmissverständlichen Druck hin von Buchmans Seite auf die Besatzungsbehörden in Berlin, kam etwas in Bewegung. Es wurde einer Gruppe von 150 Deutschen, nur ausgewählten Personen, ja sogar streng ausgewählten Repräsentanten, die Reise nach Caux erlaubt. Das war im Jahr 1947.

Die Delegation bestand aus allen Schichten der Bevölkerung. Überlebende des Holocaust, Persönlichkeiten, die in Zusammenarbeit mit den Besatzern die Regierung verkörperten, Kirchenvertreter, Witwen der Adligen Staufenberg und von Trott zu Solz, die nach dem 20. Juli 1944 ihr Leben verloren.

Nach Jahren der Unterdrückung empfangen zu werden in Freiheit, unter anderen Nationen, endlich gleich. Ein grosser Moment für die, die das erleben konnten. Von da an wurden deutsche Delegationen ein fester Bestandteil der Konferenzen in Caux.

Der Aufbruch in eine neue Zeit

Im März 1948 entschloss ich mich, meine damalige Tätigkeit aufzugeben und meine ganze Person für den Wiederaufbau der Welt zur Verfügung zu stellen. Alles andere schien mir wertlos. So begann eine, für mich, erstaunliche Phase meines Lebens.

Bern – Freiburg – Lausanne – Montreux, wo ich eine kleine Bergbahn bestieg, die höher und höher kletterte, die Ebene zurücklassend. Der See wurde blauer und blauer und die Schneeberge weisser und weisser. Immer höher und höher dem Berg entgegen. Hoch oben, dann unvermittelt das Märchenschloss; das an den äussersten Rand des Felsens geklebt worden war, das Tal majestätisch beherrschend.

Sollte das wirklich das Wagnis sein, die Tür zu einem Abenteuer? Caux, wo mich die Bahn entliess, vorbei an einer Fenstergalerie des Hotels und einem Fahrenwald vor dem Eintritts-Portal, trat ich ein. Das Nächste, eine Flucht von Zimmern entlang eines schmalen Ganges, Courier genannt. Ein kleines Kämmerchen, eine Schürze und die junge Frau nahm mich mit über eine Wendeltreppe in eine riesige Küche. Grosse Fenster, viel Licht. Eine freundliche Begrüssung durch das Küchenteam war das Erste. Eine mächtige Amerikanerin mit schönem weissem Haar, sie schien die Chefin. Ehemalige Besitzerin eines Traiteur-Ladens in New York. Hernach lernte ich die Tochter eines schwedischen Bischofs kennen. Eine französische Dozentin, deren Familie in Auschwitz ausgelöscht worden war. Eine Schweizerin mit ägyptischer Vergangenheit. Eine Dänin, Lehrerin, eine Engländerin aus den Kolonien. Das also war fürs Erste meine Mannschaft. So viel war mir bewusst: alles Amateure. Es ging mir darum, in diesem Multi-kulti-Team meine ersten Erfahrungen zu sammeln, was es hiess, eine neue Welt zu bauen. Das war mein grösster Wunsch. Nichts anderes war mir wichtig.

Die Küche

Der riesige Raum beherbergte verschiedene Abteilungen: Hauptraum, Kühlräume, Milchküche, Indische Küche, Diätküche, Gemüserüsterei und Gemüsekeller.

Für mich begann alles mit einer gerösteten Griessuppe, herzustellen in einem gigantischen Kochtopf. 300 Liter Inhalt. Meine Nachbarin arbeitete an einer vier Meter langen, zwei Meter breiten Bratpfanne an Fleischvögeln. Gegenüber der dicken Standmauer, an der diese Kochgiganten befestigt waren, bemühte sich jemand um Kartoffelstock. Man erwarte 1000 Gäste, vernahm ich beiläufig. Die Bischofstochter stand hinter einer Maschinerie, die Glace produzierte. Glace, welch ein Wunderwort. Diese Herrlichkeit gab es lange, lange nicht mehr. Die wichtige Produktionsfirma in unserem Land hiess damals «Birds eye u. Co». Wenn wir in der Küche alles Essen ausgeliefert hatten, setzten wir uns hin und assen «Icecream». Als ein Arzt das entdeckte, verordnete er uns ein richtiges Essen. Er machte sich Sorgen unserer Gesundheit wegen.

Also, an jenem Mittagessen, dessen Suppe ich gekocht hatte, waren anwesend: Dr. Hans Dütting, Chef der Gelsenkirchner Kohlengruben, Dr. Karl Arnold, Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Dr. Hans Böckler, oberster Chef aller deutschen Gewerkschaften. Welche erlauchte Gesellschaft für meine erste Suppe!

Gegen Mittag tauchte ein grosser magerer Mann auf. Er hiess Jim Bedford, seines Zeichens Getränke- und Speiseliieferant aus den USA. Er nahm von allem Kostproben, begutachtete sie und machte dann Vorschläge für eventuelle Änderungen. Erst, wenn Jim nickte, konnte man zufrieden sein.

Unsere Kochschicht dauerte von 7 Uhr früh bis 16 Uhr, bis alles wieder blitzblank war für die Abendschicht. Es war jeweils wünschenswert, wenn Konferenzteilnehmer Kochmannschaften verstärkten. Männer in Industrie und Gewerbe waren immer neugierig darauf, wie unser Riesenbetrieb zurechtkam ohne Manager und Direktoren. Sie gingen am liebsten in die Abwaschküche oder in die Gemüserüsterei.

An jenem ersten Tag im Palast, auf dem Berge über dem See, waren die Eindrücke besonders stark. Vor allem aber war ich berührt von der hochkarätigen Delegation Deutscher, die etwas bewirken konnten. Es war ein Privileg, für diese Gäste da zu sein und ihnen zu dienen. Es war ein befriedigender Start.

Von Ost und West kamen Delegationen. Von Afrika, wo die Weltmacht England ihre Kolonien mehr oder weniger willig in die Unabhängigkeit entlassen

hatte. Tunesien, mit seiner schmerzlosen Befreiung von den Kolonialherren, schickte ansehnliche Gruppen von Volksschullehrern zum Training nach Caux. Marokko, der glückliche Staat des Maghreb. Ein Mann, Ahmed Gessous, der in Caux eine Inspiration erhielt, brachte die Unabhängigkeit seines Landes unblutig zustande. Die Geschichte lehrt uns, dass es immer einzelne Menschen waren, deren Verantwortung der Welt Wunder brachten. Asien am Kreuzweg. Indien und Pakistan im Widerstreit. Caux machte sie wieder zu Brüdern. Neuseelands Ureinwohner, die Maoris, nahmen den langen Weg nach Caux unter die Füsse. Die Nachricht von dem Haus auf dem Berg im Herzen Europas ging um die Welt. Und wie das Licht in der Finsternis konnte nichts verborgen bleiben.

Die Infrastruktur im Mountain House gründete ausschliesslich auf Freiwilligkeit. Wichtig war einzig, auf seine innere Stimme zu achten. Dr. Frank Buchman traute jedem Menschen zu, dass er von Gott Direktiven erhalten könne, die sein Leben und das der Gemeinschaft sinnvoll führen können. Jeder Mensch habe einen Platz und könne seinen Beitrag zum Ganzen leisten. Massstäbe zur Beurteilung eigener Gesinnung waren wichtig. Ein strategisches internationales Team um Dr. Buchman, mit der ganzen Welt ständig in Kontakt, war die Schaltstelle für Besucher und Bewegungen der Teams in grossen Gruppen nach Asien, Afrika und Südamerika. Unser Tag begann mit einem Mannschafts-Meeting, an welchem die Bedürfnisse der kommenden 24 Stunden bekannt gegeben wurden. Hierzu konnte jede Gruppe oder jeder Einzelne Gedanken und Ideen bekannt geben. Küche, Service (vier Speisesäle), Transport, Zimmerdienst, Unterhaltung, Theater, Film, Chor, Themen für das Meeting um 11 Uhr. Gestaltung des Abends usw. Wir ständigen Mitarbeiter (Fulltimer) hatten keinen Lohn. Freiwillig tätig von morgens bis abends. Jetzt war die Stunde für den Einsatz. Später war es zu spät. Vielleicht!

Mein Tag begann um 5 oder 6 Uhr mit einer Meditation von einer Stunde. War ich für den Service an der Reihe, begann alles um 4 Uhr. Mitten im Tag, wenn Müdigkeit über mich kam, setzte ich mich im Salon 115 in einen Ohrenstuhl für 20 Minuten Schlaf und dann wieder weiter. Übrigens gab es sechs solcher Salons, alle in der Mitte des Zentralturms. Meist privat belegt.

Gesamthaft gesehen, war ich ein Instrument wie in einem Orchester, unentbehrlich. Sah man vielleicht den wichtigen Gast oder eine wichtige Gruppe des Augenblicks auch nur aus der Distanz, so fühlte man sich doch im Hintergrund verantwortlich, dafür, dass alles, was man praktisch tat, ein Teil der Botschaft einer neuen Welt enthielt! Es war faszinierend. Einfache Taten verwandelten sich zu kleinen Türangeln, in denen grosse Portale zu schwingen begannen.



Freiwillige geben der demolierten Küche ein neues Gesicht (1947)



Meine Küchenmannschaft im Mai 1948

Zimmerdienst

Es war eine vielseitige Aufgabe und sie erlaubte oft einen wertvollen Kontakt mit den Gästen. Zimmer vorbereiten erforderte eine ungeteilte Aufmerksamkeit. Da durfte nichts fehlen bis zum Blumenstrauss, ob für Docker von London oder Bergleute vom Ruhrgebiet und vom Pas de Calais, oder für königliche Hoheiten, wie König Michael, Königin Anna von Bourbon-Parma, seine Frau samt den Prinzessinnen Margarith, Helene, Irene, Sophia und später noch Maria. König Michael von Rumänien, ein politischer Flüchtling, lebte mit seiner Familie in Genf, von wo aus er die Konferenzen in Caux sehr oft besuchte.

Eine Etage umfasste 33 Zimmer mit Bad. Unterbrochen wurde die ganze Südfront durch einen zweiteiligen Salon mit fürstlicher Ausstattung. Jedes Gastzimmer besass auch einen Balkon mit grossartiger Aussicht über den ganzen Genfersee in die Savoyer und Walliser Alpen.

Am Morgen holte man als Erstes die Liste ankommender Gäste. Eine Art «Generalstab» befasste sich mit der Zuteilung von Zimmern oder Suiten für die zu erwartende Gästeschar. Auf jedem Stockwerk gab es einen besonderen Raum für Bettwäsche. Diese wurde von der Wäsche-Abteilung im 1. Stock bereitgestellt. Dann ging es oft in Eile an die Vorbereitungen, denn um elf Uhr musste eine Etage bezugsbereit sein. Die Zusammenarbeit war ein rechtes Kunststück, aber man setzte sich immer füreinander ein, bis alle Zimmer auch dem kritischsten Auge standhalten konnten. Frank Buchman liess es sich nicht nehmen, selbst die Runde durch die Zimmer anzutreten, um ganz sicher zu sein, dass alles seinen Erwartungen entsprach. Hielt etwas seinem kritischen Urteil nicht stand, dann wusste man, dass er den Gast gut kannte, und man machte sich sofort ans Werk. Man war auch einen ganzen Tag auf der Etage abrufbar, wenn etwas gewünscht wurde oder sonst ein Anliegen zu befriedigen war. Dieser Einsatz war sehr streng und stellte an die Kräfte grosse Anforderungen.

Oft kam dazu noch Betreuung, wenn es sich bei den Gästen um Behinderte handelte oder Menschen im Rollstuhl. Aber, wir vom Zimmerdienst waren für alles da. Ein Sonderfall war Ihre Hoheit Prinzessin Margarete von Hessen, Tochter der englischen Königin Victoria. Sie kam jeweils mit ihrer Familie, Prinz Richard und Prinz Philipp und der Schwiegertochter Prinzessin Elisabeth. Prinzessin Margarete war mein liebster Gast. Rollstuhlabhängig brauchte sie Hilfe. Ich war so etwas wie ihre Kammerfrau. Es bestand eine grosse Freundschaft zwischen den Fürsten und Frank Buchman.

Die Verbindung mit der Aussenwelt

Langsam arbeitete ich mich ein in dieses gigantische Unternehmen eines Konferenzentrums. Dann, eines Tages kam unvermittelt die Frage an mich heran nach einer Mitarbeit im Team der Telefonistinnen. Sprachen waren gefragt und schnelle Auffassungsgabe. Ich wollte einen Versuch wagen, meinte ich.

Und so sass ich eines Tages vor den zwei grossen, schwarzen Blöcken, den Telefon-Zentralen. 15 Aussenlinien und 1000 Innenlinien. Ein richtiges Abenteuer. Keine Sekunde Ruhe: Summen und Klingeln und Lichtlein. Und immer: Mountain House Caux... Sie wünschen...? Mountain House Caux... vous désirez...? Mountain House Caux... What can I do for you... ? Dann Verbindungen nach innen herstellen, ohne Pause. Wir waren zu zweit, zum Glück. 24 Stunden am Tag. Und nachts! «Habt ihr genug Leute für die Nacht?» «Nein.» «Könntest du von Mitternacht bis vier Uhr früh?» «Ja sicher.» Die Zeitverschiebungen, heute nennt man sie «Timelag». Es war eine fast zu grosse Verantwortung. Jedenfalls empfand ich es so. Man musste Entscheidungen fällen, für die es geradezustehen hiess. Agenten kommunistischer Staaten versuchten mit harmlosen Fragen gewisse Auskünfte zu erhalten. Wir bekamen vom strategischen Team ganz bestimmte Richtlinien, an die wir uns halten konnten. Manchmal versuchte man mittels Männern, die in Uniformen der Telefonelektriker erschienen, sich Zugang zu unserer Telefonzentrale zu verschaffen, um Abhörgeräte zu installieren. Aber es gelang uns immer, das zu verhindern, weil diese Spione keine Ausweise vorlegen konnten. Rückfragen bei der Telefonverwaltung bewiesen immer, dass fremde Hacker, wie man heute sagt, im Spiel waren. Die strengsten Zeiten brachten immer grosse Aktionen im Ausland.

Damals im Herbst 1948 am 9. Oktober, die grosse Aktion Musical Revue «Der gute Weg» in Deutschland mit 250 Teilnehmern aus vielen Nationen. Von Stadt zu Stadt. Eigentlich von Trümmerfeld zu Trümmerfeld mit einer hungernden Bevölkerung. Jeder Tag brachte einen Bericht. Wir waren pausenlos damit beschäftigt, Nachrichten entgegenzunehmen von Ulm, München, Stuttgart, Essen und anderen deutschen Städten, bis sich das Ganze nach Holland bewegte.



Die Revue «The Good Road» (1948)

Die Klinik

Im entferntesten Westen des Palastes gab es eine Klinik, eine Krankenabteilung, die man, je nach Bedürfnis, um ein paar Zimmereinheiten erweitern konnte. Diese Institution stand unter dem Patronat des Eidgenössischen Gesundheitsdepartementes. Bedingung war, dass die Führung aus Schweizer Ärzten bestand. Mit ihnen zusammen praktizierten Ausländer. Ein Medikus aus dem Fernen Osten, der Westen war vertreten durch Amerika und England. Das Pflegepersonal war eine buntzusammengewürfelte Schar Frauen. Als jemand entdeckte, dass ich eine Psychiatrieschwester mit eidgenössischem Diplom war, erschien eines Tages Liliane Allbright in der Küche, um regelrecht um mich zu werben. Es war verlockend und ich entschloss mich für einen Versuch. Der Beginn war Nachtwache. So lernte ich das kleine Spital und seine wichtige, oft lebensrettende Aufgabe kennen.

Afrikaner, meist in grösseren oder kleineren Gruppen, kamen in der Regel mit Krankheiten oder mit anderen körperlichen Leiden, wie faustgrossen Geschwülsten oder nässenden Geschwüren nach Caux. Ich erinnere mich noch an einen Häuptling von Nigeria, einen mächtigen Fürsten, einen Odemo, Herrscher über 4 Millionen Untertanen, dessen eines der Beine aus einer einzigen schwarz-roten Wunde bestand. Es gelang uns, dem Patienten zu helfen. Die lange Flugreise von Lagos nach Genf war oft der Auslöser für einen Ausbruch eines schleichen- den Leidens. Die Ärzte, äusserst vorsichtig, zogen bei zweifelhaften Erscheinungen das Kantonsspital Lausanne zu Rate. Meistens pflegten wir die Afrikaner und Asiaten so weit, bis wir sie mit gutem Gewissen wieder in ihre Länder zurückkehren lassen konnten. Afrika verfügte offensichtlich nicht über genügend Medikamente innerhalb und ausserhalb seiner Notfall- und Hilfsstationen.

Dass Caux am 40. Jahrestag seiner Eröffnung, die am 18. Juli 1946 stattfand, anlässlich des Jubiläums am 18. Juli 1986 verkünden konnte, dass in all den 40 Jahren nie eine Krankheit ausgebrochen war, grenzt an ein Wunder.

Eine meiner berühmtesten Patienten war wohl die Tochter U Nus, des grössten Politikers von Burma, 1948–1958 Ministerpräsident. Noch jung, litt sie an einer Lungentuberkulose. Ich übernahm damals ihre ganze Betreuung bis zur Abreise. Die kleine buddhistische Burmesin Da Nyen Nu wurde für mich wie eine Tochter.

Arerena Harawira

Es war in den späten 50er Jahren, als eines Tages die Maori-Familie Harawira aus Neuseeland durch das Portal des Konferenz-Zentrums das Mountain House betrat. Major Kahi Harawira, Häuptling der Maori von Neuseeland, der Held von Monte Cassino, der mit seinen Truppen den Engländern den Sieg über Italien den Feind brachte, Mutter Harawira und Arerena, die junge Tochter. Riesige Menschen. Sie schleppten nebst Koffern auch eine enorme, schwarze Kiste mit sich. Später erfuhr man, dass darin Prozessakten lagen, die die Familie ängstlich hütete und aus Furcht vor Feinden überallhin mitnahm.

Unsere Maori-Gäste bewegten sich sehr frei in Caux und verstanden die Botschaft von einer neuen Welt und den Ruf an jeden Menschen, ein Friedensstifter zu sein. Auch vertraten sie Asien sehr würdig.

Arerena Harawira und ich teilten den gleichen Geburtstag in einem grossen Fest, an dem alle anwesenden Asiaten teilnahmen. Schon bald warfen Arerenas Gesundheitsstörungen Probleme auf. Sie musste das Bett hüten und kränkelte herum. Ein Verdacht auf Lungentuberkulose kam auf. Die Diagnose des Spezialisten in Montreux liess dann keine Zweifel mehr offen. Arerenas Eltern wurde eine spezifische Behandlung in unserem Land angeboten. So reisten sie ohne Tochter nach Neuseeland zurück. Besonders dem Vater fiel das sehr schwer.

Während zweier Jahre oblag mir die Betreuung der jungen Maori-Frau. Das Leben war für sie oft recht schwierig. Aber diese Zeit wurde für sie und ihr Leben entscheidend. Sie erfasste das tiefere Wesen der Botschaft der Moralischen Aufrüstung und sah darin einen Weg für ihr Volk.

Nach ihrer Rückkehr zu ihrer Familie und ihrem Volk gab es eine lebhaftere Korrespondenz, die mir jenes Land von Arerena näher brachte. Arerena Harawira war mir unvergesslich.

Die Japaner

Als der grosse Feldzug mit der Revue «The Good Road» (Der gute Weg) und den 250 jungen Menschen, die Dr. Buchman begleiteten, ganz Deutschland erreicht hatte, bewegte sich der Zug nach Holland. Man war am 9. Oktober 1948 auf diesen gewaltigen Kreuzzug aufgebrochen. Im Frühling 1949 kehrten ein Teil des Teams und auch Frank Buchman nach Caux zurück.

Im Sommer 1950 machte sich eine Delegation von 70 Japanern auf den Weg nach Caux. Sie bestand aus einem Querschnitt durch die Bevölkerung Japans, aus Regierungsvertretern, Parteigrössen, Wirtschaft, Nobility, Jugendverbänden, einfach alle waren vertreten. Obschon die Konferenzteilnehmer aus aller Welt kamen, von Afrika, Brasilien, Indien und Pakistan, Australien und Neuseeland, war diese japanische Delegation doch wie ein grosses Erdbeben. Die erste Reise dieses Volkes nach Westen seit dem Zweiten Weltkrieg. Die ganze Welt wusste von den schrecklichen, unberechenbaren Greueln der «Schlitzaugen», wie sie abschätzig genannt wurden. Hiroshima war für Einzelne die Tragödie des Lebens geblieben. Sie begegneten uns in Caux.

Unser ganzes Leben in Caux wurde japanisch. Ich kehrte zurück in die Küche, wo wir unter kundiger Leitung japanische Mahlzeiten für die ganze Konferenz konfektionierten. Die Neugier unserer fernöstlichen Gäste war gross. Die Küche wurde von ihnen mit Beschlag belegt und alles wurde ausgeforscht und untersucht.

Bald sollten wir erfahren, was der Grund für diese weite Reise der Japaner war. In den Meetings um elf Uhr im Angesicht des Publikums, der Zuhörer aus allen vier Ecken des Globus, baten die Japaner die Menschen um Verzeihung für das Leid, das Japan über die Menschheit gebracht hatte. Ich war mehrmals anwesend, als sich die bewegendsten Szenen vor unsern Augen abspielten.

Nach zwei Wochen kam der Moment des Abschiednehmens, aber Frank Buchmans Vision drehte sich um eine «Reise des guten Willens». Auch sah er vor sich die goldene Chance, diese Japaner der Welt vorführen zu können. Es fanden sich Industrielle und Menschen mit Geld. Frank Buchman gab alles, was er hatte. Und so wurde ein Traum Wirklichkeit. Die Stationen der Weiterreise waren Bern, Empfang beim Bundesrat; Bonn im Palais Schaumburg; Paris im Elysée-Palast; London mit Empfang beim Ministerpräsidenten Hugh Todd Naylor. Dann Washington: Empfang durch Präsident Truman. Diese Gruppe hatte mit ihrer Goodwill-Tour vieles wieder gutmachen können in Europa und Amerika. Anlässlich des Friedensvertrages 1951 von San Francisco, sagte es Konrad Adenauer, deutscher Bundeskanzler, so: «Dr. Buchman, Sie haben mit den Japanern den Frieden geschlossen, lange bevor wir Politiker dazu den Mut hatten.»

Das grosse Haus auf dem Berg

Die Nachricht von einem grossen Haus auf dem Berg im Herzen Europas verbreitete sich in der Welt wie ein Buschfeuer. Mehr und mehr wuchs die Einsicht, dass das, was sich in einem entferntesten Winkel abspielen mochte, unmittelbare Folgen haben konnte vor der eigenen Türe. Es ging immer um das Loslassen alter Auffassungen, überholter Ansichten in den Herzen der Menschen, in ihrer Überzeugung, ein Recht auf Vergeltung und Rache zu haben. Jede Nation, jede Rasse, jede Klasse, jedes Alter wurden dringend benötigt in diesem gigantischen Wiederaufbau. Jeder Mensch, ob Kind, Frau oder Mann, konnte von der innern Stimme Botschaften empfangen, die das Leben vollständig verändern konnten.

Die 50er Jahre standen im Zeichen von Musik und Schauspiel. Frank Buchman sah in den Dramen, die begabte Männer seines Mitarbeiterstabes, Alan Thornhill, Peter Howard und andere auf die Bühne brachten, wertvolle Werkzeuge, um den Menschen durch Darstellung und Musik, Lebensänderung und Frieden näher zu bringen. Berühmte Pianisten wie Waldemar Smith von Norwegen veranstalteten Konzerte, welche von Musikfreunden aus der ganzen Schweiz besucht wurden, ja sogar von Deutschland und Frankreich.

In jener Zeit musste man noch ohne Übersetzungstechniken zurechtkommen. Übersetzer – oder besser gesagt, wer drei oder vier Sprachen beherrschte – waren gefragt. Als man entdeckte, dass ich Englisch und Französisch beherrschte, hatte ich abends immer ein volles Programm! Das galt auch für Mittags- und Abendtische in den vier Speisesälen. So wurde ich die persönliche Übersetzerin Ihrer königlichen Hoheit Adelheid von Hohenzollern. Eine würdige, ältere Dame. Eine dankbare Kundin.

Der Ruf aus vergangener Zeit

Ob nun Delegationen aus Ost und West, aus Südamerika, aus der Südsee oder vom Hohen Norden oder von dem zerstörten Europa kamen, immer blieb der Ruf nach einer Auferstehung unseres Planeten und seiner Menschheit derselbe. Wir waren da, um *das* Wirklichkeit werden zu lassen; mit all unserer Unvollkommenheit.

Etwas vom Wichtigsten waren vielleicht vergessene oder abgelehnte Massstäbe, ethische, moralische Messlatten für unsere Absichten und unsere Motive.

Einmal, vor langer, langer Zeit, hatte einer in jugendlicher Überzeugung einem breiten Publikum Folgendes vorgeschlagen:

Eure Rede sei «ja, ja» oder «nein, nein», was darüber ist, das ist vom Übel.
Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.
Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen, so werdet ihr Gottes Kinder heissen.
Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.
Liebe, unerschütterlich und überwältigend, soll das Höchste sein.

An diesen Vorgaben konnte sich jeder messen, seine Beweggründe prüfen. Wir nannten sie die absoluten vier moralischen Massstäbe. Das Interessante war vielleicht, dass Christen, Muslime und andere Religionen in den verschiedensten Ausdruckformen davon Gebrauch machten. Ob es nun Männer wie der Tolona aus Nigeria waren oder U Narada, Buddhist, Fürst-Abt von Burma. Da war der Ober-Häuptling der kanadischen Stony-Indianer, Chief Walking Buffalo (Wandernder Büffel). Mit seinem Kopfschmuck aus Büffelhörnern setzte er sich eines Tages in Bewegung und umrundete den Erdball, weil er sich entschlossen hatte, seinen Teil für die Verständigung der Völker beizutragen und um die Botschaft der Änderung zu verkünden. Ein Mitarbeiter aus Buchmans Stab, Miles Philimore, ein englischer Adliger, begleitete den Indianerhäuptling auf seiner Weltreise. Rajmohan Gandhi, ein Enkel des grossen Mahatma vom Hinduismus, der Erbauer des indischen Konferenzzentrums in Panchgani, Nordindien.



*Rajmohan Gandhi,
Enkel des Mahatma Gandhi*

Die nächste Etappe

Im Herbst 1951 erhielt ich den Vorschlag, im internationalen Sekretariat des Konferenz-Zentrum in Caux mitzuarbeiten. Mir war sofort bewusst, dass mein Englisch nicht gut genug war und besonders englische Korrespondenz mehr Kenntnisse erforderte. Aber man unterbreitete mir sofort Vorschläge für den Besuch einer Handelsschule in Bern. Meine Freunde Dr. Thedi von Lerber und seine Frau Dr. Lilli von Lerber-Grandjean griffen tief in ihre Tasche und finanzierten diese Kurse. Sie boten mir in ihrer Villa im Gryphenhübeli Unterkunft an.

Und so drückte ich mit 33 noch einmal die Schulbank. Es war eine köstliche Zeit zusammen mit den 17–18-jährigen «Kommilitonen». Die Lehrerschaft war sehr streng und man wurde richtig gefordert. Aufgaben zu Hause wurden streng unter die Lupe genommen. Besonders Herr Lüthy nahm es damit sehr ernst. Aber nach einem halben Jahr im Frühling 1952 gab es einen gloriosen Abgang von dem Handels-Institut.

Zurück in Caux wurde ich freudig willkommen geheissen und gleich in das Sekretärinnen-Team mit seinem Programm eingegliedert. Das Erste war stenographische Aufnahme der Sprecher im Elf-Uhr-Meeting. Hernach musste das Stenogramm ins Englische übertragen werden, dann ausgeschrieben auf der Schreibmaschine, damit ins Druckereibüro im dritten Stock, wo die Drucker schon darauf warteten. Die Berichte über das, was in Caux passierte und wer was von der Plattform gesagt hatte, gingen auf schnellstem Weg durch die Post in die Welt hinaus. Zu jener Zeit gab es den ersten Telex, das Allerweltsding, erfunden vom Italiener, Ingenieur C. Olivetti. Diese Maschine ratterte den ganzen Tag und kam man in den kleinen Raum, dessen einziges Fenster auf den Hof ging, hatte die Papierrolle meterweise Botschaften ausgespuckt und der Lochstreifen lag in Kringeln am Boden. Man wusste sofort, dass eine Menge Arbeit auf uns wartete. Trotzdem war auch das Kopieren mit dem Lochstreifen ein Kinderspiel. Ich hatte mich schnell in das Team eingearbeitet und fühlte mich körperlich wohler als vorher.

Deutschland und Frankreich

Wer kennt sie nicht, die Geschichte von den beiden Brüdern? Zwei Teile eines Sternbildes, zwei Gestirne in ewiger Gemeinsamkeit. Unteilbar. Eine Konstellation, so verletzlich; Deutschland – Frankreich 1952 die grosse Frage.

In Caux war in jenem Sommer die Schaltstelle, die überall hinreichte und sofort die wichtigen Kontakte vermitteln konnte. Die Verhandlungen gingen hin und her. Das spürten wir im internationalen Sekretariat besonders deutlich.

Ein Schweizer, Jean Monnet, war schon vor dem Zweiten Weltkrieg der Spiritus Rector des Planes «Zusammenschluss der Kohle- und Stahl-Industrie» der beiden Staaten. Seine Erkenntnisse konnte Jean Monnet in jenem Moment 1952 Robert Schuman, einem hohen französischen Politiker (Aussenminister, Ministerpräsident), unterbreiten. Die Öffentlichkeit lernte dieses Vertragswerk unter dem Namen Schuman-Plan kennen. Schuman aber brauchte unbedingt die Unterschrift von Bundeskanzler Adenauer. In einem Brief, der per Eilboten nach Bonn gelangte, bat Schuman den deutschen Kanzler dringend um seine bedingungslose Zustimmung zu seinem Plan. Adenauer unterbrach darauf eine Sitzung und beantwortete Schumans Ersuchen mit einem klaren Ja und seinem Einverständnis, und der Eilbote machte sich auf den Weg zurück nach Paris.

Caux empfing Robert Schuman in jenen Tagen. Und es war mir aufgetragen, seine Gäste-Suite zu betreuen; die ich mit Blumen in den französischen Farben schmückte. Der Gast war sehr berührt und wollte die «Dame aux fleurs» kennenlernen. Und so geschah es, dass ich dem grossen Mann, der Europa den Frieden brachte, persönlich begegnete.

Am 25. Juli 1952 wurde der Welt die Montan-Union vorgestellt, die Gemeinschaft von Kohle und Stahl, und in Brüssel hisste man feierlich in einem Festakt die Standarte, die Fahne der Montan-Union. 50 Jahre später, am 25. Juli 2002, wurde sie wieder eingezogen.

Wir erlebten dramatische Zeiten.

Indien und die Telex-Nächte

Im Herbst 1952, im Oktober, verliess Frank Buchman Caux zusammen mit einem internationalen Team von 300 und drei Schauspielen, das heisst mit allem Bühnenmaterial. Es ging Richtung Asien und auf dem Programm standen die Namen von Ländern wie Ceylon, Indien und Pakistan. Sieben Monate sollte dieser Einsatz der Moralischen Aufrüstung dauern.

Wir Daheimgebliebenen kümmerten uns derweilen um die leer gewordenen Häuser. Eine kleine Gruppe bezog das 60-Betten-Haus Maria. Wir waren zusammen mit Familien, Frauen mit Kindern, deren Männer mit Frank Buchman unterwegs waren, und andern.

Meine Hauptaufgabe bestand darin, nachts um zwei Uhr den grossen Telex im Mountain House zu bedienen. In diesem Moment kamen, wegen der Zeitveränderung, alle Botschaften aus Indien in den Apparat. Zum Teil lange Berichte, die ich dann mit Lochstreifen- vervielfältigte, je nachdem bis zu 50-mal. Wenn es hiess: «That's all, have a good day», konnte man mit dem Kopieren beginnen. Briefumschläge adressieren. Einpacken der Berichterstattung und mit dem Auto nach Montreux zur Post. So erfuhr die ganze Welt, was in Indien geschah.

Das Ganze wiederholte sich jede Nacht, bis im Januar 1953, als ich nach Deutschland fuhr. Eine Engländerin, die angefragt wurde, war dann bereit, nach Caux zu kommen, um meine Arbeit zu übernehmen.

Die Nachkriegszeit im Ruhrgebiet

Am 10. Januar 1953, an einem frostigen, eiskalten Wintertag, verliess ich Caux, begab mich nach Basel und so begann meine Reise Richtung Deutschland mit Ziel: Ruhrgebiet. Es war meine erste Erfahrung mit unserm nördlichen Nachbarstaat. Der Rheingold-Express, ein supereleganter Zug, startete in Basel und fuhr dem Rhein entlang. Offenburg, erster Halt. Neben dem vollständig zerstörten Bahnhof erhob sich eine riesige Tafel mit gigantischen Buchstaben. «Hier beginnt der Marshallplan.» Das war das europäische Wiederaufbauprogramm der Vereinigten Staaten von Amerika gemäss G. Marshall, der es am 3. April 1948 verkündet hatte. Dann, das unvorstellbare Elend der Zerstörung. Stundenlang das gleiche Bild der Verwüstung. Die innere Beklemmung wuchs mit jedem Kilometer, den der Zug hinter sich liess. Es war schon fast dunkel, als ich in Oberhausen den doch sehr bequemen Zug verlassen musste, welcher Richtung Holland seine Reise fortsetzte. Erst einmal allein mit meinem Gepäck auf einem zerstörten Bahnhof. Angst stieg auf und Furcht. Es war bitterkalt und der Bahnangestellte, der von irgendwoher auftauchte, ein Mann in Jahren, war eingepackt in einen schäbigen Armeemantel, auf seinem Kopf eine alte Bähnlerkappe. Meine Frage nach dem Zug nach Gelsenkirchen beantwortete er, indem er eine Türe des stehenden Zuges aufriss und mich hinten packend samt meinem Koffer buchstäblich ins Abteil hineinwarf zwischen zwei Bänke – mit einem lauten Schnarz: «Na dann, man los.» Der Zug setzte sich sofort in Bewegung, die Fahrgäste auf den beiden Bänken halfen mir dann wieder auf die Füsse und rutschten zusammen, um einen Platz frei zu machen. Der Wagen war ein altes Vehikel, nur aus Türen und Bänken bestehend. Natürlich vermutete man mit mir sofort den fremden Vogel. Es war nun vollends Nacht geworden. Als ich in Essen aussteigen wollte, sagte ein älterer Arbeiter: «Nee, nee, no nett!» Als später eine mächtige Stimme draussen aus einem Lautsprecher posaunte «Gelsenkirchen Hauptbahnhof», gab mir der Arbeiter freundlich das O.K.

Endlich angekommen! Elf Stunden hatte die Reise gedauert. Diesmal gab es eine unsanfte Beförderung aus dem Zug und ich fiel auf den Bahnsteig auf die Knie. Hinter mir folgte der Koffer flugartig ebenfalls auf den Bahnsteig. Plötzlich vernahm ich eine Stimme, die auf Schwyzerdütsch rief: «Um Himmels willen, was machst du auch?» Es war meine Freundin Marion Zutt. Wie erlöst, endlich ein bekanntes Gesicht! An einer Schranke nahm man mir die Fahrkarte ab. Nach ein paar Schritten sah ich diesen Gelsenkirchner Hauptbahnhof! Nichts als ein riesiges Zelt. Nach ein paar weiteren Schritten standen wir auf dem Bahnhofplatz, der mit einer dürrtigen Beleuchtung unheimlich wirkte wie ein Ausschnitt aus einem amerikanischen Gruselfilm. Marion, die schon länger hier war, erklärte mir, dass ich fürs Erste im Bahnhofhotel untergebracht sei. Ein baufälliges Gebäude, die Hälfte war den Bomben zum Opfer gefallen. Marion begleitete mich in den 2. Stock in das Zimmer, das die Frau vom Empfang mir

zugewiesen hatte. Als ich sie nach Essen fragte, sagte sie bedauernd, dass sie selbst nichts hätte. Marion überliess mich dann dem Schicksal. Wie würde ich je in diesem Land zurechtkommen? Da das Bett schon einmal einen Gast in den gleichen Leintüchern aufgenommen hatte, schlüpfte ich in den Kleidern hinein. Erschöpft von der Reise musste ich eingeschlafen sein, als ich mitten in der Nacht das Geschrei eines kleinen Kindes hörte. Sofort am Fenster, gewahrte ich auf der Traminsel des Platzes ein kleines Kind nur mit einem kurzen Hemdchen bekleidet, das verzweifelt nach seiner Mutti schrie. Die patrouillierende Polizei nahm sich des Kindes an. Ich war wie erlöst. Anderntags, als Marion mich holte, fragten wir uns zuerst zur Polizei durch, um etwas über das Kleine zu erfahren. Gehässige Antwort des Diensthabenden, das komme jeden Tag vor, ein verlorenes Kind sei nichts Ungewöhnliches. Mich schauderte. Der erste Morgen schon liess die missliche Lage erahnen, in welcher die Gegend sich befand. Im Hotel bedauerte man ehrlich, mir kein Frühstück anbieten zu können. Es sei nichts da. Einmal erschien Marion, die mich in einen alten Ford Prefect komplementierte und Richtung Castrop-Rauxel fuhr.

Haus Goldschmieding

Das war der Ort, wo Marion mich hinbrachte. Ein flaches Land und ein mittelalterliches Wasserschloss einer adeligen Familie. Dort begegnete ich einer bunt zusammengewürfelten, polyglotten Gesellschaft von Teamkameraden der Moralischen Aufrüstung, die mir fast alle bekannt waren. Die Bergwerksgesellschaft hatte, für die internationale Arbeit im Ruhrgebiet, grosszügig Haus Goldschmieding zur Verfügung gestellt.

Es gab für uns viele Arbeitsbereiche. Da war einmal der ganze Haushalt, die Küche und die Unterbringung für fünfzig bis hundert Mitarbeiter. Dann die verschiedenen Zielrichtungen, Politik, die Industrie, die Wehrmacht, der Bergbau, der lebenswichtigste Zweig für das Nachkriegsdeutschland. Damals tobte der ideologische Kampf wirklich um die Zechen. Der britische Premierminister Bevin sagte es so: «Gebt mir Kohle und ich mache euch eine Aussenpolitik.» Ende Januar war an den mächtigen Werkshallen von Mannesmann in Dortmund in riesigen Lettern zu lesen: «Im Dezember wird Stalin am Ärmelkanal sein.» Aber Jossif Wissarionowitsch Stalin, mit bürgerlichem Namen Dschugaschwili, geboren am 21. Dezember 1879 segnete am 5. März 1953 das Zeitliche. Nicht aber der Kommunismus!

Wie hiessen sie schon, jene Männer, die die Fahne mit Sichel und Hammer Hitlers Hakenkreuz entgegeng gehalten hatten und dafür Konzentrationslager und Tod in Kauf genommen hatten? Max Bladeck, Paul Kurowsky, Willi Benedens, Alois Slothkämper, Hans Herrig, Hermann Stoffmehl, Robert Wegerhoff? Unvergesslich die Frauen, die ihre Männer in ihrem Kampf unterstützten. Ich sollte sie alle kennen lernen. Ihrer sei in Ehrfurcht gedacht.

Frank Buchman war es gegeben das Steuer herumzudrehen mit seiner einfachen These: «Nicht die Arbeiterschaft müsst ihr einigen, sondern die Arbeiterschaft muss die Welt einigen.» Das zündete und machte bei den Kumpels Sinn. Eine einzigartige Kriegskunst bestand darin, diesen überzeugten Verfechtern des Klassenkampfes den Sinn der Arbeit als Botschaft des Friedens nahe zu bringen und ihnen die Tür zu einer neuen Welt zu öffnen.

Kohle war damals eine Waffe innerhalb der Strategie, des kommunistischen Kampfes auf dem Weg zur Weltherrschaft. Der Feldzug der deutschen Bergleute durch alle Kohlengebiete Europas zeitigte später erstaunliche Resultate. Aber das Wichtigste war die Veränderung der Förderquoten überall im Bergbau, die sich drastisch um Millionen Tonnen steigerten. Genau das, was zum Beispiel Grossbritannien zum Überleben in jenem Zeitpunkt so dringend brauchte. Die Bergleute verstanden auf einmal, dass sie vom Kommunismus nur als Vehikel gebraucht worden waren, in einem gigantischen ideologischen Kampf.

Während wir Frauen das gastliche Haus betreuten, waren die Männer meist unterwegs in den Kohlebergwerken, bei den Regierungen, bei der Wehrmacht und bei den Gewerkschaften. In Gelsenkirchen befand sich das Sekretariat für die Arbeit der Moralischen Aufrüstung in Deutschland. Das war Sache von uns Sekretärinnen. Wir nahmen Diktate auf, die nachher in Briefform an die mannigfaltigsten Destinate verschickt wurden. Oft, ja sehr oft gab es kurze Nächte, sobald in Deutschland etwas in Bewegung geriet.

Das Schweizer Militärwesen besass in jenen 50er Jahren verschiedene Exponenten, Brigadiers und Oberstbrigadiers, denen es ein Anliegen war, die Botschaft der Moralischen Aufrüstung dem Offizierskorps der Wehrmacht durch persönliche Besuche näher zu bringen. Machten diese Offiziere einen Abstecher in unsere Quartiere, war das immer ein Fest.

Unser Büro war der Ausgangspunkt von so manchen Versandaktionen verschiedener unserer farbigen Publikationen, Illustrierten und Broschüren, die dann den ganzen Westen Deutschlands erreichten, dann Schweden und Holland und Österreich. Eine wirksame Propaganda.

Die persönlichen Besuche bei den Frauen der Bergmänner waren uns sehr wichtig. Wir versuchten, sie damit vertraut zu machen, mit dem, was ihre Männer nach ihrer Änderung vertraten. Besonders, als Letztere nach Pakistan, Indien und Japan eingeladen wurden, war es wichtig, dass die Frauen ihr Einverständnis gaben. Unser Team sorgte auch finanziell für die Dahingeblichenen. Die Abwesenden konnten sich auf uns verlassen.

Wir teilten die Aufgaben unter uns auf und wechselten unter uns ab. Vier junge Männer kamen von Schweden, vier weitere von Norwegen. Dänemark mit seinem damals hohen Industriepotenzial finanzierte drei junge Frauen und drei Männer samt Personenwagen. Das war besonders wertvoll, weil es uns erlaubte uns frei bewegen zu können und den Frauen der Bergleute zu helfen, da sein zu können, wo es nötig war und zur rechten Zeit.

Strassenbahn und Zug waren unzuverlässig. Die Deutschen Hilmar von Campe, die Helmes-Brüder und Christof Köhler, Überlebende des Zweiten Weltkrieges, machten keine Unterschiede zwischen ihnen und uns. Wir waren einfach eine Mannschaft.

Zwei junge Inder Fulltimer waren regelmässige Gäste bei Heinrich Hellwege, damals Ministerpräsident von Niedersachsen. Einer von den beiden war Weltmeister im Debattieren, World's Champion Debater. Ein schottischer Lehrer, Finlay Moir, interessierte sich dafür, die Botschaft der Lebensänderung den Schulorganen näher zu bringen. Das Schulwesen befand sich in einem aussichtslosen Zustand.

In Gelsenkirchen gab es ein riesiges Krankenhaus mit einem Bettenbestand von tausend Einheiten und täglichen Einweisungen von über 300 Unfallverletzten aus den Kohlenzechen. Da zu jener Zeit auch von unserer Seite Bedarf an Spital war, konnten wir wertvolle Kontakte mit den Pflegerinnen herstellen. Unser Mannschaftsmitglied von Holland, Dr. Harro Bechemann, fühlte sich als Mediziner für den Ärztesektor verantwortlich.

Die Rückkehr der deutschen Bergmänner aus Fernost war der Anfang einer ganz neuen Zeit. Kohle das Zauberwort! Mit den neuen Erkenntnissen, die sie in Asien gewonnen hatten über den Kommunismus und seine Methode, die Kohlenbergwerke stillzulegen, gingen die Kumpels daran, ihre Erfahrungen von Lebensänderung festzuhalten, und so entstand das Schauspiel «Hoffnung».

Die erste Einladung an eine grosse Gruppe Deutscher samt «Hoffnung» kam von England und im November 1956 erfolgte der Sprung über den Kanal. Es war aufregend und man war gespannt auf die Reaktion der Engländer.

Wales, die erste Etappe, das Rhonda Valley, die Bergbaustadt Rhonda. Es zeigte sich sehr schnell, dass «Hoffnung» genau das Richtige war. Das Theater der Stadt jeden Abend ausgebucht! Alle Vereine, alle Gruppierungen, die Jugend und natürlich die Bergbauverwaltung. Meine Aufgabe war das Übersetzen. In meiner schönen Berner Tracht verkaufte ich doppelt so viele Werbeschriften. Der Kommunismus ging unverzüglich auf Angriff über. Die Polizei übernahm den Schutz der Theaterbesucher und der Schauspieler.

Schottland: die zweite Station. In Edinburg wurde unser grosser Tross feierlich empfangen von einer Dudelsackmusikkapelle, die uns in einem langen Zuge zu unserem Hotel in der grössten Strasse führte. Es war einfach grossartig. Die Theatervorstellungen liefen störungsfrei ab. Die Botschafterin von Deutschland in der schottischen Metropole ehrte ihre Landsleute mit einem feierlichen Empfang.

Glasgow mit seinem riesigen Hafen, wo die grossen «Königinnen» des Meeres entstanden. Queen Mary, Queen Elisabeth, die Ozeanriesen, auf die die Stadt am Meer so stolz war.

Meine Gastgeber in Glasgow waren Bob und Minna Taylor, etwas ausserhalb der Stadt. Am Morgen, nach dem Frühstück machte Bob sich auf den Weg an seine Arbeit in einem glitzernden Mercedes! Bob Taylor war der oberste Boss von Coop Schottland. Er war brennend interessiert an der Moralischen Aufrüstung. Als Mitfahrerin ins Zentrum der Stadt bot sich mir eine willkommene Gelegenheit, etwas von unserer Botschaft über eine neue, bessere Welt weiterzugeben.

In Glasgow gab es auch einen Empfang bei Nora Hunter, einer hohen Adeligen, deren Bemühungen um bessere Beziehungen zwischen Schottland und England bekannt waren. Sie lud die Bergleute von der Ruhr in ihr uraltes Schloss ein, wo sie vom Vertreter der englischen Königin begrüsst wurden. Er bedankte sich bei ihnen für ihren Besuch in Schottland. Dann wurde schottisch bewirtet. Die Besichtigung des Schlosses war wie ein Gang vorbei an uralten, zum Teil vorhistorischen Zeugen und Kostbarkeiten aus den Kolonien.

Mit den Docker-Gewerkschaften, mit Bob Taylors Wirtschaftskreisen, mit der Aristokratie und der Stadtverwaltung drang die Nachricht vom Besuch der deutschen Gäste überallhin. Und so erfreute sich «Hoffnung» jeden Abend eines vollen Theaters. Mit allen Besuchen tagsüber erreichte man die Lebensadern dieser grossen Stadt am Meer. Später hörten wir von Versöhnungen innerhalb der Gewerkschaften und der zerstrittenen Stadtverwaltung.

Aber auch hier hiess es Abschied nehmen und die Rückreise nach London war das Nächste. In der Hauptstadt des Weltreiches besitzt die MRA ein eigenes Theater, das Westminster-Theater. Zu den Vorstellungen von «Hoffnung» erschienen Menschen aller Rassen. Jede Hautfarbe war vertreten. Das Team in London begierig den deutschen Gästen etwas von England zu zeigen. Eine Stadtrundfahrt in London, St.-Pauls-Kathedrale, Westminster, den Tower, Wachtablösung vor dem Buckingham-Palast. Schloss Windsor, Shakespeares Stadt, Stratford on Avon. Die Cotswolds, Churchills Palast, Oxford-Universität.

Empfänge verschiedener Art veranstaltete das Team in London im Palast des «Clive of India», den sein Freundeskreis Frank Buchman geschenkt hatte. Eine Residenz, aufgebaut im 18. Jahrhundert mit den erlesensten indischen Baumaterialien, wie sie nur ein mächtiger Draufgänger und Abenteurer jener Zeit, Clive of India, beschaffen konnte. Eine unwahrscheinliche Pracht und fabulöser Reichtum.

Als der letzte Abend in London kam, gab es eine Einladung zu einer nächtlichen Fahrt auf der Themse mit Nachtessen und einer Tanzparty. Und wie die Bergleute das Tanzbein schwangen! Alles bis nach Mitternacht. Am Morgen mit Gepäck nach Victoria Station. Im Zug nach Dover und über den Kanal nach Calais.

Frankreich? Im Hafen ragten die Bugteile der versenkten Schiffe noch überall aus dem Wasser des Ärmelkanals. Nach elf Jahren Kriegsende unverändert Zeichen des Grauens! Dann im Zug in den Distrikt der Kohlengebiete: Lens – Lié-tard war das Ziel. Theater und ein Büro, wo alle sich treffen konnten. Gegenüber in derselben Strasse das Zentrum der kommunistischen Partei.

Der erste Abend mit «Hoffnung» war ein totales Fiasko. Das Theater blieb leer. Nur ein paar Kinder rannten mit Icecream-Stengeln auf und ab, sehr zum Ärger der Besitzerin des Saales. Sie fürchtete, ihre Plüschsessel würden beschmutzt durch das Kindervolk. So beschlossen unsere Verantwortlichen den Abbruch der Übung. Die Bergleute zeigten sich enttäuscht, zornig und aufgebracht. Schliesslich wurde uns, dem «Fussvolk» die Schuld aufgeladen. Noch am gleichen Abend waren wir unterwegs zu den französischen Kumpels und deren Gewerkschaftern. Am anderen Tag noch einmal dasselbe. Dann erliessen die Franzosen den Aufruf: «Jedermann am Abend ins Theater!» Und das Resultat: ein volles Haus. Wir waren stärker als die Kommunisten. Aber Frankreich war ein hartes Pflaster. Man spürte, trotz Schuman-Plan und Montan-Union, im Hintergrund die kaum überwundenen Feindschaften, die deutsche Besetzung Frankreichs vor allem. Ein Lichtpunkt war vielleicht Arras, wo die Deutschen liebenswürdig empfangen wurden vom Führer der Sozialisten, im Rathaus zu Arras, wo Jeanne d'Arc einst ihr Todesurteil entgegennehmen musste. Das Ende der Zeit in Nordfrankreich fiel positiver aus als erwartet.

«Hoffnung» und die Bergleute waren zu einem Begriff geworden in vielen Teilen der Welt und die Einladungen folgten einander, Afrika, Zypern, Japan, um nur drei zu nennen. Meine Zeit mit den Knappen aus dem Ruhrgebiet schien zu Ende zu sein und Caux das Richtige. Da nahmen die Konferenzen weiterhin einen wichtigen Platz ein und jedermann wurde gebraucht.

Im Sommer 1958 besuchte ein indischer Professor, der Arbeitsrecht in Madras dozierte, mit seiner Frau und seinen zwei Kindern die Konferenz von Caux. Seine Frau Janeke war eine Tochter des Generalgouverneurs von Indien, Chakravatti Rajagopalachari. Professor Vaitheswaran war auf dem Weg nach Amerika, wo er in einer Universität als Gastdozent erwartet wurde. So verliess er Caux nach einer Woche und übergab seine Familie unserer Obhut. Gefragt, ob ich als Betreuerin auftreten würde, war ich sofort bereit. Im Laufe dieses ereignisreichen Jahres kam mir die indische Kultur sehr nahe. Wir wohnten zusammen im Haus Maria. Janeke hatte einen kleinen Altar aufgebaut, der dem Gott Shiva gewidmet war, und jeden Morgen brachten wir in einem besonderen Zeremoniell ein Opfer dar und beteten um seinen Schutz.

Anou, das ältere Kind, litt unter Mangel-Erscheinungen. Der Arzt stellte eine Rachitis fest. Dann verschrieb er Medikamente mit Kalk, zugleich stellte er für die Sechsjährige einen besonderen Speiseplan zusammen. Da die Familie Vegetarier waren, musste Janeke zuerst die Erlaubnis der Sippe in Indien einholen, um daran etwas ändern zu können. Der Arzt hatte Mühe das zu verstehen. Nach drei Monaten traf eine positive Antwort von Indien ein.

Das Bébé Sunita gedieh gut. Nach einem Jahr kam der Moment, wo von Muttermilch auf feste Nahrung umgestellt werden musste. Das war der Anlass eines grossen Festes, etwa zu vergleichen mit der christlichen Taufe. Sogar der Vater kam von Amerika für diese wichtige Zeremonie, eine kultische Handlung. Eingeladene erschienen zu einem grossen Festessen mit sechs Gängen. Im Laufe des Abends legte Janeke dem Vater das Kind auf den Arm und mit einem besonderen Ring versuchte er, feste Nahrung auf Sunitas Zünglein zu schieben. Aber das Resultat war ein fürchterliches Geschrei und alles wurde sofort ausgespuckt. Die Vaitheswarans beschlossen dann, die Übung abubrechen. Sunita wurde in den Kinderwagen gelegt, wo sie sich beruhigte. Janeke blieb noch sechs Monate in Caux, bis ihr Mann seine Zeit in den USA beendet hatte. Dann kehrte die Familie wieder nach Indien zurück. Sie fehlten mir sehr.

Die Kopffäger von Papua-Neuguinea (1959)

Sie kamen eines Tages nach Caux, begleitet von einem Schweizer, namens Fredi. Eine Gruppe wild aussehender Männer mit Taschen und riesigen Muscheln. Man wusste nicht so recht, wo man sie einordnen sollte. Am ehesten noch im Urwald. Headhunters, die sich Köpfe der Feinde zum Ziel machten. Ein bestimmtes Verfahren liess diese Köpfe schrumpfen und sie wurden klein. Als Schutz gegen böse Geister befestigten sie die Kopffäger im Giebeldach ihrer Häuser. In Caux nahmen sie an allen Veranstaltungen teil. Eines Tages empfing Frank Buchman die Urwaldmänner in seinem Salon. Unter anderem machte er sie darauf aufmerksam, dass sie nicht den Geist des Feindes nötig hätten, sondern allein den Heiligen Geist. Frank Buchman verfügte über eine erstaunliche Ausstrahlung. Das muss es gewesen sein, was die Kopffäger packte. Nach der Audienz bei Frank Buchman holten sie die Riesenmuscheln und bliesen darauf wie auf Trompeten. Und so füllten sie alle sieben Stockwerke von Mountain House einen ganzen Tag lang mit einem ohrenbetäubenden Laut. Wir waren überrascht von der Wucht des Klanges. Jemand erklärte, dass die Muscheln ein Kommunikationsmittel seien, deren Reichweite 20 Kilometer umfasse oder mehr. Als ich einen dieser Urwaldmenschen nach dem Sinn dieses Muschelgetöses fragte, erklärte er mir auf Englisch, dass an diesem Tag für die Headhunter eine neue Zeit beginne, die Zeit des Heiligen Geistes. Das Kopffagen sei zu Ende. Ich war sehr betroffen von der Antwort. Es war fast, als hätte Gott selbst eingegriffen.

2004 besuchte ein Filmteam dieses Urwaldvolk in Neuguinea. Es wurde den Forschern ausführlich erzählt, dass sie vor langer Zeit in der Schweiz den Heiligen Geist bekommen hätten und seither keine Köpfe mehr jagen müssten. Ich staunte nicht schlecht, als ich in der Television diesem Bericht begegnete. Ein Wunder.

Reiche Ernte

Am 4. Juni 1961 feierte Frank Buchman seinen 83. Geburtstag. Das war ein grosses Ereignis. Staatsmänner aus der ganzen Welt gedachten seiner in Dankbarkeit. Eine Konferenz begann, wie wir es uns gewohnt waren. Mitte Juli begrüsst wir die sechs buddhistischen Äbte, die als Botschafter der Äbte-Vereinigung von Burma kamen, um den Geburtstag des Mannes zu feiern, von dem sie sagen, dass nur in tausend Jahren ein Frank Buchman auf diese Erde komme. Ein Spezialflugzeug kam von Südamerika und 129 Personen nahmen den Weg nach Rio, um den Feldzug zu unterstützen. Es gab Delegationen von Laos und Kenia. Ganz Europa machte sich auf den Weg. Ein Telegramm von Ministerpräsident Kishi im Namen führender Japaner, die einen Plan präsentierten für ein asiatisches Zentrum für moralische Aufrüstung in Odawara, kündigte seinen Besuch in Caux auf August an. U Nu, Ministerpräsident von Burma, ebenfalls unter den Gratulanten, meldete seinen bevorstehenden Besuch an. Wir Verantwortlichen für den reibungslosen Ablauf der Festlichkeiten waren begeistert und Tag und Nacht auf den Beinen.

Das Geburtstagskind indessen pendelte zwischen Bett und Wohnsalon hin und her, wenn es möglich war. Er freute sich an den Telegrammen und allen Zeichen der Freundschaft. Aber er liess das Ziel, eine neue Welt, nicht aus den Augen, ja das Planen war wichtig wie eh und je. Manchen seiner Gäste anvertraute er: «Ich bin ein altes Pferd und nicht mehr viel wert.»

Gegen Ende Juli, während Hochbetrieb herrschte, beschloss Frank, dass er sich von Caux beurlauben müsse. Der ganze Betrieb schien ihn zu belasten. Er sagte zu seinem Arzt Dr. Campbell, dass er sich zurückziehen wolle an einen ruhigen Ort, um gründlich überlegen zu können, was nächstens geschehen sollte. Aber sein Geist beschäftigte sich lebhaft mit den zu erwartenden Gästen Nobusuke Kishi und U Nu.

Am 22. Juli meldete er sich für einen Urlaub im Hotel Waldlust im Schwarzwald bei der Familie Lutz.

An seinem letzten Tag in Caux war er völlig erschöpft, und als er uns verliess, wussten wir alle, dass wir ihn zum letzten Mal sahen. Er musste erleichtert gewesen sein, Peter und Doé Howard zu sehen und ihnen die Konferenz mit tausend Teilnehmern überlassen zu können.

Auf! zu neuen Ufern

1961: Frank Buchman war nun 83 Jahre alt, zu schwach, um noch an einer Vollversammlung teilnehmen zu können. Ab und zu begegnete man ihm im Rollstuhl.

Als der Sommer im Zenit stand, erfüllten ihm seine engsten Mitarbeiter seinen sehnlichsten Wunsch nach einer Auszeit in Freudenstadt im Schwarzwald. Wie war das doch schon damals 1938? Hitler auf Siegeszug! Der Rest der Welt hilflos. Frank Buchmans Vision während seines Aufenthaltes im Schwarzwald damals: Die nächste Phase in der Geschichte wird ein geistige, moralische Aufrüstung sein. Frank sehnte sich danach, dorthin zu kehren, wo, wie er sagte, Gott zu ihm gesprochen habe.

Das Hotel Waldlust mit der Familie Lutz empfing den müden Mann wie einen erwarteten Heimkehrer.

Von da an brachte jeder Tag einen ausführlichen Bericht über Franks Befinden nach Caux. Aber vielen von uns vom Full-Time-Team konnte der Ernst der Lage nicht verborgen bleiben.

Von der Konferenz auf dem Berg realisierte Frank, dass Kishi und U Nu von Japan und Burma angekommen waren, ebenso eine grosse Delegation Kongolese, Lulus und Balubas, die versöhnten Brüder.

In jenen sonnigen Augusttagen verliess uns Frank Buchman still und leise für immer. Im Hotel eine grosse und tiefe Trauer, ebenso in Caux und in allen Ecken der Erde. Caux hatte über Nacht ein anderes Gesicht bekommen. Freudenstadt ehrte den Verstorbenen und die Bergmänner vom Ruhrgebiet hielten die Trauer- und Ehrenwache. Später kehrte der grosse Sohn des grossen Landes zurück in seine Heimat Amerika.

Das Haus oben auf dem Berg im Herzen Europas wurde eine Weile zum brennenden Mittelpunkt. Die Welt hielt den Atem an und die Weltpresse stand an der Türe von Mountain House. Es gab nur eine Frage: Wie geht es weiter? Wer wird die Führung übernehmen? Peter Howard, der gewiefte Zeitungsmann, berief eine Pressekonferenz ein, die er souverän meisterte. Niemand konnte den Fortgang der Dinge wissen. Die Folge: ein Vakuum.

Dann, aus dem Nichts, eine Jugend, die nach Freiheit rief. Peter Howard machte sich auf den Weg durch alle Universitäten Amerikas. Aus dem MRA-Zentrum Machinac in Michigan wuchs die Hochschule des «Guten Weges», die später eine reisende Institution mit Namen «Up with people» (Hoch die Menschen)

wurde. Wir auf dem Kontinent spürten diese Verlagerung in den fernen Westen schmerzlich. Mit Peter Howard schliesslich an der Spitze, kehrte etwas Normalität zurück. Der Entscheid, Caux zu schliessen, kam nicht überraschend.

Im Frühjahr 1964 verliess ich das grosse Haus auf dem Berg für immer. Nun in der Mitte des Lebens, sehnte ich mich nach etwas Ruhigerem, Besinnlicherem, zudem hatte der Arzt ein deutliches Warnsignal gegeben. Das Pfarrer-Ehepaar Rosmarie und Fredy Saxer von Zurzach half mir in jeder Beziehung über diese Lebenskrise hinweg. In den zwei Jahren der Genesung blieb mir Zeit, mich über alle beruflichen Änderungen zu informieren. Nach zwei Jahren (1966) kehrte ich zurück in meinen angestammten Beruf: Psychiatrie-Pflegerin. Die sechzehn Jahre (1948–1964) mit dem Team der Moralischen Aufrüstung erfüllten mich mit grosser Dankbarkeit. Es war die goldene Chance meines Lebens.

Gesellschaftsräume im Mountain House



Konferenzsaal



Der Theatersaal



Der Renoir-Salon



Die Eingangshalle



Kino



Grosser Speisesaal



*Schnappschüsse
von Caux*





Bundeskanzler Konrad Adenauer im Gespräch mit Dr. Frank N.D. Buchman (1960)



Ministerpräsident von Frankreich bei seinem Besuch in Caux: Robert Schuman, der Schöpfer des Schuman-Planes und der Montan-Union (25. Juli 1952)



*Bundeskanzler
Konrad Adenauer
an seinem
87. Geburtstag
1963, begrüsst
von Peter Howard*



*Bundeskanzler
Konrad Adenauer
1948 in Caux mit
Schweizer Politikern
wie Oskar Leim-
gruber, Bundesrat
(rechts), und Enico
Celio (links)*



*Dr. Konrad Adenauer
empfängt die Bergleute aus
dem Ruhrgebiet im Kanz-
leramt in Bonn. Er dankt
ihnen für ihren Einsatz mit
den Worten: «Sie haben
mir in England den Weg
geebnet mit Ihrem Drama
·Hoffnung.» Adenauer
kam in jenen Tagen mit dem
ersten Handelsvertrag von
London zurück*



*Mohamed Masmoudi,
der Mann, der Tunesien in
die Freiheit führte*



*Ahmed Gessous, der Held
vom Maghreb, Marokko,
mit Pierre Chavanne, ei-
nem französischen Siedler
von Marrakesch, in Caux
(1954)*



Muhammad Abd al-Chalik Hassuna, ägyptischer Politiker, Generalsekretär der Arabischen Liga seit 1952. Dieser Zusammenschluss umfasst 16 arabische Staaten. Hier im Bild mit Henrik Schaefer, einem der für Caux verantwortlichen Schweizer



Die Delegation von Japan mit Vertretern aller Bevölkerungsschichten bei ihrer Ankunft in Genf 1950

Der japanische Politiker Nobusuke Kishi, von 1957–1960 Ministerpräsident; 1961 sein Besuch im Konferenz-Zentrum Caux. Anschliessend Reise durch Europa. Mit ihm zwei amerikanische Sänger, die Colwell-Brüder. Caux 1961





*Indien: Gewerk-
schafter-Delegation,
welche Dr. Buchman
ehrt*

*Dr. William Nkomo,
Gründer der Jugend-
Liga des Nationalkon-
gresses von Kenia, mit
seiner Frau und
Dr. Frank Buchman in
Caux 1950*



*Dr. Frank Buchman mit
Delegierten von Kenia,
Südafrika und Nigeria*





Söhne der Alma Mater Lagos in Caux

Freiheit

Erster von
Afrikanern
geschaffener
Gross-Farbfilm

Dynamische
Geschichte
aus dem Kontinent
der Zukunft

**Afrika
spricht
zur Welt**

Eastman Colour
Breitleinwand

NFA Production
Vertrieb

Manasseh Moerane Elsie Chirwuzie Kezia Fashina Ifoghale Amata

24

Erster von Afrikanern geschaffener Gross-Farbfilm. Dynamische Geschichte aus dem Kontinent der Zukunft.

Die Schauspieler: Manasseh Moerane, Elsie Chirwuzie, Kezia Fashina und Ifoghale Amata (1955)



*Der erste Generalgouverneur
Indiens nach der Unabhängigkeit
von England 1947, Chakravatti
Rajagopalachari, Vater von Janneke
Vaitheswaran, Grossvater von Anou
und Sunita Vaitheswaran.
Auf dem Bild mit Dr. Frank Buch-
man und Peter Howard*



*Ministerpräsident U Nu von
Burma besucht Dr. Buchman 1960*



Frank Buchman in Ahmadabad mit Mahatma Gandhi in seinem Ashram in den 20er Jahren. Gandhi fiel 1948 einem Attentat zum Opfer



Rajmohan Gandhi, Sohn des Dewadas Gandhi, Enkel des Mahatma Gandhi, mit Peter Howard, Journalist und engster Mitarbeiter von Dr. Frank Buchman, englischer Staatsmann



Dr. Frank N.D. Buchman



Peter Howard, Frank Buchmans Nachfolger (1964)



Peter Howards Ankunft in Rio de Janeiro im Januar 1965



Peter Howard mit Fischern in Brasilien



*Morris Martin
in seinem
80. Altersjahr
(1991)*

*Morris Martin,
Hochschuldozent,
Privatsekretär
von Dr. Frank
Buchman während
25 Jahren*

